

BASISARTIKEL

Kirchenentwicklung im Kraftfeld von Taufpartizipation und Leadership

Lernerfahrungen des Bochumer Kongresses¹

Dr. Christian Hennecke

Was haben wir gelernt? Nach einer Tagung eine solche Frage zu stellen, das ist mutig. Wir haben alle Neues erfahren – aber wir wissen, dass Lernprozesse nicht zu verwechseln sind mit dem langsamen Prozess, der dann erst beginnt. Das beginnt zumal dann, wenn es um mehr als Wissen geht. Und hier geht es um mehr als Wissen – es geht um einen Paradigmenwechsel, um einen sehr radikalen Kulturwechsel. Ein neues Kapitel der Kirchenentwicklung wird aufgeschlagen, und endlich dürfen wir nicht nur in diesem Buch lesen, das seit dem II. Vatikanischen Konzil geschrieben wird, sondern auch mitschreiben ... Wie Karl Rahner seinerzeit schon weit-sichtig beschrieb, war das II. Vatikanische Konzil auch ein erster Ausdruck einer katholischen Wende der katholischen Kirche: Sie wurde nun wirklich Weltkirche, nicht mehr nur eine europäisch geprägte Missionskirche. Wer die kirchliche Entwicklung nach dem Konzil verfolgt und vor Ort in Asien, Lateinamerika und Afrika erfährt, wie hier Ortskirchen kontextuell entwickelt worden sind, der kann nur erstaunt registrieren, wie engagiert und mit Weitblick hier Entdeckungen des II. Vatikanums zu einer Kirchenentwicklung führten, die jeweils sehr kontextuell und inkulturiert und also sehr verschieden und vielfältig eine echte Erneuerung des Kirchenverständnisses ermöglichten: die kirchlichen Basisgemeinden in Lateinamerika, der Prozess der Entwicklung von „small christian communities“ in Südafrika oder die pastorale Entwicklung der asiatischen Kirchen – sie alle bezeugen

eine ungeheure Konsonanz und zugleich eine veritable Rezeption konziliarer Prophetie. Anders als im katholischen Europa und eben auch im deutschsprachigen Raum ging es in der katholischen Weltkirche nicht um den Erhalt einer millieukirchlichen Kirchenerfahrung der Versorgungskirche, die ihre letzte Blüte in der Gemeindeftheologie der 70er Jahre erfuhr und deren prägende Kraft in den Herzen der Christen bis heute zu Bewahrungsstrategien führt.

Die Neuentdeckung des gemeinsamen Priestertums aller Getauften, die sendungs- und lebensraumorientierte Ausrichtung örtlicher Gemeinden, die starke Charismenorientierung und die Zurüstung und Begleitung Getaufter zu lokalen Teams, die Dienste und Verantwortung vor Ort wahrnehmen, die spirituelle Erneuerung durch die vielen Wege eines existenziellen Zugangs zur Schrift – alle diese Merkmale einer neuen und wachsenden Kirchenkultur beschreiben eine Abkehr von der letztlich bevormundenden Versorgungskirche, die im europäischen Kontext neoliberal zu einer Dienstleistungskirche ungerechtfertigt wurde. Bis heute übrigens. Wo aber diese neue Kirchenkultur sich Bahn brach, da führte sie spontan und natürlich zur Bildung lokaler Gemeinschaftsformen.

Eine katholische Entwicklung

Noch interessanter wird es dann, wenn man die Umbruchserfahrungen europäischer Kirchen verfolgt. Man denke an

die Erfahrungen der „communautés locales“ in Frankreich (Erzbistum Poitiers) und auch an die anglikanische Aufbruchsbewegung der „fresh expressions of church“: Immer findet sich hier – wie ein Wasserzeichen – eine neue Kultur der Beteiligung aufgrund der Taufe. Und sie führt zu einer tiefgreifenden Veränderung ehemals fester Strukturen und zur Umformatierung eines Verstehens der Kirche als ganzer und der Dienste in ihr. Erstaunlich ist dabei, welche Kreativität hier ausbricht, zu bedenken ist aber auch, dass von nun an Kirche nicht mehr eine „feste Burg“ ist, sondern ein „Fluss“ – liquider, fragiler, provisorischer...

Wichtig bleibt: Diese katholische Entwicklung trifft nicht nur die katholische Kirche, sondern ist im wahrsten Sinne katholisch. Auch die evangelischen Freikirchen, die Landeskirchen, die anderen Konfessionen und Denominationen erzählen die Geschichte eines Paradigmenwechsels, der grundlegender kaum gedacht werden kann. Es geht um eine radikale Theologie des Volkes Gottes – mit allen Konsequenzen und Herausforderungen.

Noch mehr: Interessante Entwicklungen in der Zivilgesellschaft, man denke an Erkenntnisse des Community organizing, an Protagonisten wie den Hirnforscher Gerald Hüther oder den Psychologen Klaus Dörner, beschreiben ähnliche Entwicklungen. Wer also diese Zeichen der Zeit im Licht des Evangeliums deuten

¹ Der Kongress in Bochum „Taufbewußtsein und Leadership“ fand vom 15. – 17. Juni 2015 statt und versammelte mit mehr als 300 Teilnehmenden wirklich eine hochkompetente Lerngemeinschaft für partizipative Kirchenentwicklung im deutsch-sprachigen Raum. Die hier angestellten Überlegungen sind eine Überarbeitung des Abschlussvortrages.

Wie kann Taufe sich alltäglich entfalten ohne das Wort Gottes, ohne die eucharistische Nahrung? Und genau das muss neu entdeckt werden.

wollte, der ist mit einer Evidenz konfrontiert, die wir in unserem Kontext der deutschen Kirche längst nicht eingeholt haben – weder theologisch noch spirituell und schon gar nicht praktisch.

Denn noch immer, wenn auch immer weniger, ist das Leitbild der Veränderung der Erhalt pastoraler Gewohnheiten. Darüber täuschen Pastoralplane deutscher Diözesen nicht hinweg. Und immer noch wird Kirchenentwicklung als Strukturentwicklung missverstanden.

Auf diesem Hintergrund gilt es, die Erfahrungen der weltkirchlichen Brüder und Schwestern tiefer wahrzunehmen und jene Umkehr auf den Weg zu bringen, zu der Geist seine Kirche auch hier in Deutschland bewegen will. Und in der Tat – er gibt sich alle Mühe und macht sehr deutlich, dass weniger Geld und weniger Priester und Hauptberufliche die Chance zu jener pastoralen Bekehrung bieten, die überfällig dran ist. Daraus wächst eine wichtige Agenda, die in einigen Strichen skizziert werden kann.

Taufe als Ursprung verstehen

Gewiss, Taufe ist ein Ereignis, ein wichtiges Ereignis für Kind, Familie und die ganze Kirche, und doch fällt auf, dass im deutschsprachigen Raum – katholisch und auch evangelisch – die Dynamik der Taufe wenig im Blick ist. Wie ja insgesamt in der Pastoral, die sich häufig als Eventordnung des Kirchenjahres versteht, fehlt eine Praxis, die Taufe nicht nur als Anfang, sondern als Ursprung sieht. Darauf hat Eric Boone, ein französischer Theologe aus Poitiers, schon beim Katholikentag in Mainz aufmerksam gemacht². Der Unterschied zwischen „Anfang“ und „Ursprung“ ist deutlich, und bedeutsam. Event und Anfang können als Einzelereignisse und „Dienstleistungen“ verstanden werden – aber die Rede von Ursprung verlangt eine Pastoral, die sich als Wegbegeleitung für Christwerdungsprozesse versteht. Es ist mit Sicherheit kein Zufall, dass die Erfahrung des Katechumenats, die z. B. in den USA und in Fran-

reich stilbildend für den Umbruch der Kirche ist, im deutschsprachigen Raum keine erfolgreiche Rezeptionsgeschichte hat – trotz aller Bemühungen bleiben auch hier Events. Umgekehrt fällt auf, dass in den Ländern, in denen sich eine partizipative Kirchenentwicklung zeigte, die Glaubensbildung und die Katechese eine bedeutende Rolle spielten, und eigentlich klar ist, dass eine „ongoing formation“, die biblisch, spirituell und intellektuell verantwortet ist, zur inneren Mitte aller Entwicklungsprozesse des gemeinsamen Priestertums gehört. In Deutschland weithin unbekannt. Wenn aber die deutsche Kirchenlandschaft neuerdings von der Taufweihe, vom Taufbewusstsein und von der Taufwürde spricht, wird hier nur dann eine Ideologisierung und Entwertung vermieden, wenn tatsächlich Taufe als Ursprung verstanden wird, also als alltäglich zu erneuernde Wirklichkeit und existenzieller Wachstumsweg. Das hat weitreichende Konsequenzen. Vor allem wird neu zu entdecken sein, dass Christsein nicht als Ergebnis von Anfängen zu verstehen ist, sondern als lebensbegleitender Wachstumsprozess der Menschwerdung. Das geschieht nun aber nicht automatisch, weil irgendwann einmal eine Taufe am Anfang des Lebens stand, eine Erstkommunion oder eine Firmung folgte – sondern es bedarf einer Einsicht in eine Kultur des „Weges“. Wie kann Taufe sich alltäglich entfalten ohne das Wort Gottes, ohne die eucharistische Nahrung? Und genau das muss neu entdeckt werden. Gemeint ist hier eben nicht nur das Wort als Ereignis und Anfang, sondern das Wort als Ursprung, als Wort des alltäglichen Lebens verstanden – und die Eucharistie als Ursprung der Communio und Sendung. Da liegt eine immense Herausforderung für einen pastoralen Paradigmenwechsel, der uns fremd ist – und zu lernen haben vor allem wir. Können wir uns vorstellen, dass eine alltägliche Kultur gemeinsam gelebten Wortes und des gebrochenen Brotes unsere Gemeindebildungen prägt?

Communio weiter denken³

Wer sich wie wir weltkirchlich umschaut, der ist erstaunt, dass in modernen wie postmodernen Kirchenformationen die „community“ eine so große Rolle spielt. Es ist klar, dass die Zugehörigkeit, die Teilhabe an einer Gemeinschaft zentral für eine Zukunft des Christentums und für die Christwerdungsprozesse ist. Anglikanisch gesprochen: belonging before believing – Zugehörigkeit kommt vor persönlicher Glaubensannahme, ja vielleicht muss man sagen: Gemeinschaft und Communio sind der konstitutive Ursprungsgrund für Glaubenswachstumsprozesse. Hier tut sich ein weiterer herausfordernder Kernpunkt auf der Agenda kirchlicher Erneuerung auf. Im deutschsprachigen Raum sind wir geradezu neurotisch fixiert, in Identifikation wie Absetzung, auf die Communio-Form der Gemeinde, auf die faktisch existierende Gemeinde die auch theologisch normative Grundform der Communio, die dann noch unverhältnismäßig identifiziert wird mit der theologisch gegründeten und kanonisch geprägten Pfarrei. Diese Fixierung macht blind, weil eben nicht Uniformität und nicht Großräumigkeit oder Kleinteiligkeit die Gestalt der Communio kennzeichnen – sondern einerseits die sakramental-mystische Grundwirklichkeit eucharistischer Gemeinschaft, die Menschen in Christus verbindet, und zum anderen die Vielzahl und Vielgestaltigkeit gemeinschaftlicher Formen gelebten Christwerdens, die sich orientiert an dem jeweiligen Kontext und der jeweiligen Lebenswirklichkeit. Was es also braucht, ist ein neues und tieferes Verstehen der tragenden sakramentalen Grundwirklichkeit und der Vielfalt lokaler Kirchenbildungen, wie sie sich etwa in den Basisgemeinschaften, aber eben auch in den Formen gelebten Glaubens der „fresh expressions“ zeigen: die Anglikaner sprechen hier treffend von einer „mission shaped church“: nicht die Kirche (und ihre Gestalten) haben eine Mission, sondern die konkrete Sendung führt zu einer konkreten Kirchengestalt. Das ist auch aus einem anderen Grund

² Darauf machte in seinem Eingangsvortrag Richard Hartmann aufmerksam.

³ Der Bochumer Kongress nahm die weltkirchlichen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte auf. Dafür standen Theologen und Theologinnen wie Robert Schreiter (USA), Arnd Bunker (Schweiz), Martin Weingärtner (Brasilien), Teresa Berger und Zeni Fox (USA), André Talbot (Frankreich), Arthur Leger und Estella Padilla (Philippinen), Michael Wustenber (Südafrika) und andere.

All die klugen Formulierungen, errungen in aufreibenden Prozessen der Mitgestaltung, werden nur dann wirksam werden können, wenn genügend bedacht wird, wie die Menschen vor Ort an diesen Entwicklungsprozessen beteiligt werden können.

bedeutsam. Die Grundentdeckung postmoderner Glaubensweitergabe ist nämlich, dass eine bestimmte Form persönlicher und gemeinschaftlicher Glaubensentdeckungen und Glaubenswege auch neue Formen der Communities hervorbringt. Wer dies nicht bedenkt, landet in der traumatischen Auseinandersetzung um die Gemeinde und ihre fehlenden Integrationsleistungen. Und hinzu kommt: Es liegt in allem die Versuchung, dass wir dann als institutionalisierte Kirche Neuaufbrüche inszenieren könnten. Die Verkirklichungsfalle schlägt hier voll zu. Als könnte man Gnadenhaftes pastoraltechnisch hervorbringen! Weder „Kirchen für Suchende“ noch Milieukirchen liegen in der Macht pastoraler Intelligenz. Es geht eben um etwas ganz anderes: um eine *communio-sensible* Wahrnehmungsfähigkeit und eine Ekklesiogenese mit einbeziehende Evangelisierung. Davon sind wir fern. Das hätten wir zu lernen – und wir würden entdecken, dass diese Neuformatierung des kirchlichen Netzes schon im Gange ist, aber nicht weiterkommt, weil ihr Unterstützung verweigert wird. Wir könnten lernen, die unermessliche Provokation der Gnade anzunehmen.

Zeit für Prozesse haben

„You have the watch – we have the time“, so halten zuweilen Afrikaner Europäern vor. Ja, in der Tat spielt die Zeit eine entscheidende Rolle für unsere Lernagenda. Zeit ist hier aber nicht einfach „chronos“ als ablaufende Zeit. Gemeint ist vielmehr die Frage, ob wir in unseren Kirchenentwicklungsprozessen genügend Zeit haben für die Aneignung und Rezeption⁴. Und das scheint zur Zeit noch nicht der Stil pastoraler Entwicklungen. Natürlich werden Pastoralpläne abgestimmt und werden in aufwendigen Zeitläuften durchdiskutiert. Aber für eine Entwicklung gemeinsam getragener Visionen braucht es mehr Zeit – Zeit für Prozesse ist rar. Wer aber etwa die Entwicklung des südafrikanischen Pastoralplans ansieht,

der über 15 Jahre beraten wurde, wer auf die Entwicklung der örtlichen Gemeinden in Poitiers schaut, der weiß, dass dieser Weg über zwanzig Jahre andauert. Und damit wird klar: So sehr Pragmatik wichtig ist, so sinnlos ist ein Weiterwursteln ohne eine visionäre Zielangabe. So sehr der Alltag seinen Tribut fordert und also die allseits beliebte „September-Juni-Pastoral“, so sehr fatal ist es, dies ohne langfristige Ziele weiterzuführen. Es suggeriert ein „Weiter-so“, das schlichtweg unverantwortlich ist. Umgekehrt brauchen wir den Mut zu Visionen und dazugehörigen Zielprozessen.

Größtmögliche Partizipation ermöglichen

Zeit ist aber vor allem auch eine Beziehungsqualität. Oft scheint es so, dass wir wenig Erfahrungen haben in partizipativen Prozessen. Und das gilt auch dann, wenn wir gerade ein Kirchenbild voranbringen wollen, in dem das gemeinsame Priestertum der Gläubigen, die Taufwürde und die Mitverantwortung ins Licht gerückt werden. All die klugen Formulierungen, errungen in aufreibenden Prozessen der Mitgestaltung, werden nur dann wirksam werden können, wenn genügend bedacht wird, wie die Menschen vor Ort an diesen Entwicklungsprozessen beteiligt werden können. Ohne solche Möglichkeiten der Mitbeteiligung und ohne Praxis der Partizipation wird das Thema selbst desavouiert und wird es nicht zu einer Rezeption so wunderbarer Pastoralpläne kommen. Dabei gilt hier: Die Methode ist die Botschaft. Wer dem allgegenwärtigen pastoralen Positivismus entgegen will, braucht jene Schleifen der Beteiligung, jene Umkehr zu Beteiligungsprozessen, die ja selbst schon Ausdruck einer neuen Kirchlichkeit sind. Synodalität als geistlicher Prozess ist ein Gebot der Stunde – sonst riskieren wir Blockaden: „Wir waren gar nicht beteiligt“.

Kirche als Volk Gottes in Kraft setzen⁵

„Die Mutter Kirche wünscht sehr, alle Gläubigen möchten zu der vollen, bewußten und tätigen Teilnahme an den liturgischen Feiern geführt werden, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk, ‚das auserwählte Geschlecht, das königliche Priestertum, der heilige Stamm, das Eigentumsvolk‘ (1 Petr 2,9; vgl. 2, 4–5) kraft der Taufe berechtigt und verpflichtet ist“. So formuliert die Konstitution Sacrosanctum Concilium. Und das ist mehr als die Frage nach liturgischer Beteiligung. Vielmehr gilt ja: *lex orandi – lex credendi et agendi*. Was hier von der Liturgie gesagt ist, beschreibt ja im Wesentlichen das Sich-Vollziehen und Sich-Ereignen der Kirche. Im II. Vatikanischen Konzil wird ja von der Kirche nicht als Zustand und Institution gesprochen, sondern vom Volk Gottes, das sich als Geheimnis Gottes in seinen Vollzügen als „Zeichen und Werkzeug“ zeigt. Eine solche Theologie des Volkes Gottes weist also darauf, dass der Wandel, in dem wir stehen, nicht so sehr von der Frage bestimmt ist, welche Tätigkeiten und Kompetenzen jetzt vom Amt/Hauptberuf abgegeben werden, und wo „Ehrenamtliche jetzt dran kommen“, sondern wie endlich „relegiert“, „in Kraft gesetzt“ werden kann, was zum Volk Gottes wesentlich gehört und aus der Taufe wächst. Es ist wohl deutlich, dass gerade die Liturgiekonstitution eine Gestalt der Kirche hervorbringt, die dann systematisch in *Lumen Gentium* erschlossen wurde. Das ist nicht nur theoretisch und theologisch interessant. Die Art und Weise liturgischen Feierns prägt entscheidend das kirchliche Selbstverständnis. Beides, der Bewusstseinswandel im Kirchenbild wie auch die angemessene Feier der Liturgie nach SC 14, sind weithin noch nicht Praxis – so werden sie nicht erlebt. Und so verwundert es nicht, dass für viele Menschen Kirche wie Liturgie „langweilig“ sind.

⁴ Das reflektierte in seinem Vortrag Klaus Töpfer brillant.

⁵ Einer der Höhepunkte der Bochumer Lernerfahrung war der Beitrag von Michael Böhnke.

⁶ Die spannenden Kommentare und Beobachtungen der evangelischen Beobachter wie Dirk Stetter, Ulrich Möller und Martin Weingärtner verstärkten den Eindruck, dass ein radikales Denken vom Volk Gottes wichtig ist, und verstärkten so den krisenhaften Eindruck der katholischen Amtstheologie.

Doch diese Perspektive könnte noch ausgeweitet werden. Wenn zurzeit in deutschen Diözesen intensiv über Charismenorientierung nachgedacht wird, dann wird als Agenda zu benennen sein, dass es fahrlässig wäre, eine solche Orientierung an den Gaben der Getauften nicht zusammenzubringen mit einem Paradigmenwechsel im Kirchengeschehen – sonst riskierte die Charismenorientierung nur, zu einer neuen Ehrenamtlichengewinnung zu degenerieren.

Hier muss ernst genommen werden, was Lumen Gentium 14 mit der einfachen Bezeichnung „spiritus Christi habentes“ den Getauften zuschreibt. Die Fülle des Geistes haben – das meint natürlich nicht einen Besitzstand, sondern will einfach beschreiben, aus welcher unüberbietbaren Fülle das Leben der Getauften die Kirche prägt. Und das hat Konsequenzen, die dann das Konzil auch ausspricht. Wenn in LG 12 vom sensus fidei gesprochen wird, von der Unfehlbarkeit des Gottesvolkes in Glaubensdingen, der sich im consensus fidelium zum Ausdruck bringt, dann stellt sich natürlich die Frage, wie sich das Konzil und damit die Theologie der Kirche in der Praxis das Sich-Vollziehen dieser Wahrheitsfindung vorstellen mag.

Und dabei kann man ökumenisch lernen: Die starke Betonung der Synodalität als einem Ort der Leitung der Kirche und einem Ort der geistlichen Unterscheidung macht noch einmal deutlich, wie viel man der Taufe zutrauen könnte⁶. Das würde ja bedeuten, dass die Rede von der Leitung einbettet in den gemeinsamen Geist-Raum des Volkes Gottes.

Aber genau das ist eben katholisch. Am Beispiel des ersten Auftritts von Papst Franziskus kann das wunderbar illustriert werden. Hören wir zu, was nach dem sprichwörtlich gewordenen „buona sera“ noch gesagt wurde: *„Und jetzt beginnen wir diesen Weg – Bischof und Volk –, den Weg der Kirche von Rom, die den Vorsitz in der Liebe führt gegenüber allen Kirchen; einen Weg der Brüderlichkeit, der Liebe, des gegenseitigen Vertrauens. Beten wir immer füreinander. Beten wir für die*

ganze Welt, damit ein großes Miteinander herrsche. Und nun möchte ich den Segen erteilen, aber zuvor bitte ich euch um einen Gefallen. Ehe der Bischof das Volk segnet, bitte ich euch, den Herrn anzurufen, daß er mich segne: das Gebet des Volkes, das um den Segen für seinen Bischof bittet. In Stille wollen wir euer Gebet für mich halten...“

Was auf den ersten Blick so sympathisch informell wirkt, was auf den zweiten Blick auch ein wenig gewollt fromm erscheint, offenbart sich als wesentliches Merkmal eben jener radikalen Theologie des Volkes Gottes, die Papst Franziskus ganz offensichtlich zu eigen ist: Die Bitte um das Gebet des Volkes erwächst aus dem „gemeinsamen Weg“ des ganzen Volkes Gottes. Und der Segen für das Volk, den der Papst erteilen soll, will erbetet werden. Eine „epikletische Ekklesiologie des Volkes Gottes“ (M. Böhnke) wird uns ganz praktisch vor Augen gestellt. Erst dann, wenn das Volk fürbittet, kann dieser Segen „erteilt“ werden, wird der Bischof von Rom Werkzeug dieses Segens“. Diese Perspektive, die Michael Böhnke so brillant darzustellen vermag, erhellt die häufige Bitte des Papstes um das Gebet des Volkes für sein Tun. Im Erflehen der Geisteskraft kann dieser Geist sich mitteilen.

Damit aber sind wir mitten im Chaos gegenwärtiger Amtstheologie angekommen. Denn wenn immer wieder über „Letztverantwortung“ gesprochen wird, wenn Ellipsenmodelle bemüht werden, um die Rolle und den Dienst des sakramentalen Dienstes inmitten der Fülle des gemeinsamen Priestertums aller Gläubigen zu sichern, dann wird gleichzeitig auch deutlich, wie unsicher angesichts der radikalen Verwandlungen des Paradigmas auch die Rede vom sakramentalen Amt geworden ist. Nun lerne ich aber: Gerade dann, wenn die Theologie des gemeinsamen Priestertums konsequent durchdacht wird, eine Theologie des Volkes Gottes und seiner Taufwürde radikalisiert wird, dann ist die Theologie des Amtes neu gefragt. Es geht nicht darum, irgendetwas zu relativieren, sondern radikaler das Amt zu denken.

Das Amt neu denken – mit einer radikalen Theologie des Volkes Gottes

Einfacher gesagt als getan. Denn gerade dann, wenn eine Theologie des Volkes Gottes radikal am II. Vatikanum durchbuchstabiert wird, wachsen die Ängste. Es gehört nun aber zu den Unbegreiflichkeiten der pastoralen Praxis, dass immer noch Amt und Taufwürde in Komplementarität oder sogar Konkurrenz gesehen werden. Es wird deutlich, dass immer dann Ängste entstehen. – Es wird aber auch deutlich, dass es dringend einer intensiven Neubemühung um eine katholische Theologie des sakramentalen Dienstes braucht. Nur so kann das Chaos der Amtstheologie und der Theologie der kirchlichen Dienste zu einem Neubedenken der eigentlichen Sakramentalität dieser Dienste jenseits der Fallen pragmatischen Managements und unbrauchbarer Leadershiptheorien führen – und ansichtig machen, was sakramentaler Leitungsdienst eigentlich heißt. Wir werden nur dann einen kirchlichen Paradigmenwechsel vollziehen können, wenn wir diese konstitutive Dimension unseres Kirchengeschehens hinreichend entwickeln. Einige Denkversuche zum Weiterlernen.

Dem Wesen, nicht bloss dem Grade nach

In Lumen Gentium 10 formuliert das Konzil einen ersten Schlüssel. Nachdem zuerst das gemeinsame Priestertum aller Getauften in den Mittelpunkt gerückt wird, schließt das Konzil an: *„Das gemeinsame Priestertum der Gläubigen aber und das Priestertum des Dienstes, das heißt das hierarchische Priestertum, unterscheiden sich zwar dem Wesen und nicht bloß dem Grade nach. Dennoch sind sie einander zugeordnet: das eine wie das andere nämlich nimmt je auf besondere Weise am Priestertum Christi teil.“*

Wenn nun aber hier ein wesenhafter Unterschied beschrieben wird, dann wird eben jede Komplementarität, jede Konkurrenz ausgeschlossen. Genau das wird aber in den Worten von der Letztverantwortung gespiegelt: Alle haben Verantwortung, aber Priester haben Letztver-

„...Mit dem Volk Gottes gehen: vor ihm, um den Weg zu zeigen, mitten unter ihm, um seine Einheit zu stärken und hinter ihm, um sicher zu stellen, dass keiner auf der Strecke bleibt, aber vor allem, um seinem Gespür für neue Wege zu folgen“.

antwortung. Befinden Sie sich mit dem Volk Gottes auf derselben Ebene, aber teilen sich Verantwortungen auf? So ist es vom Konzil ausdrücklich nicht gesagt. Ein „wesenhafter“ Unterschied will nichts anderes sagen, als dass solche Lösungen ausgeschlossen sind – und offensichtlich sakramentale Leitung auf einer anderen Ebene stattfindet, die eben nicht die Leitungskompetenz der Getauften einschränkt. Aber wie ist es dann gemeint?

Im Dienst an der Ermächtigung

Die programmatische Einleitung des 3. Kapitels der Konstitution Lumen Gentium, dem Kapitel über die hierarchischen Gestalt des sakramentalen Amtes, kann hier weiter erhellen, was gemeint ist: *„Um Gottes Volk zu weiden und immerfort zu mehren, hat Christus der Herr in seiner Kirche verschiedene Dienstämter eingesetzt, die auf das Wohl des ganzen Leibes ausgerichtet sind. Denn die Amtsträger, die mit heiliger Vollmacht ausgestattet sind, stehen im Dienste ihrer Brüder, damit alle, die zum Volke Gottes gehören und sich daher der wahren Würde eines Christen erfreuen, in freier und geordneter Weise sich auf das nämliche Ziel hin ausstrecken und so zum Heile gelangen“ (LG 18,1).*

Das Konzil beschreibt also den wesentlichen Unterschied mit der Kategorie des Dienstes am Volk Gottes. Nun ist der Dienst eine Grundkategorie des Christseins – aber hier ist ein konkreter Heildienst am Volk Gottes gemeint: Der sakramentale Dienst der Leitung, der Verkündigung und der Feier der Geheimnisse ermöglicht das Kirchewerden vom Ursprung her als Sich-Ereignen der Gnade.

Der sakramentale Dienst der Leitung

Besondere Aufmerksamkeit kommt dabei dem sakramentalen Dienst der Leitung zu. Denn – wie gesagt – hier zeigt sich wie in einem Brennglas, dass natür-

lich eine aus der Kraft der Taufe und sich ausfaltenden Charismen erwachsende „Leitung“ kein dem Amt vorbehaltener Dienst ist. Was aber ist dann der sakramentale Dienst der Leitung? Sehr deutlich wird dies in der epikletischen Liturgie der Priesterweihe. Die erste Frage, die dem eben unter Zustimmung des Volkes erwählten Kandidaten gestellt wird, lautet nämlich: *„Bist du bereit, das Priesteramt als zuverlässiger Mitarbeiter des Bischofs auszuüben und so unter der Führung des Heiligen Geistes die Gemeinde des Herrn umsichtig zu leiten“*. Die Herausforderung ist eine doppelte: Zum einen wird klar, dass Leitung in sakramentaler Gestalt keine Machtausübung Einzelner sein darf, will sie nicht das gesamte Geschehen der Sakramentalität desavouieren. Es geht nämlich darum, dass der Heilige Geist führt und leitet. Das Leiten des Priesters muss darum zum anderen ein ermöglichendes Tun sein. Es geht darum, gemeinsam zu erkennen, wie der Geist die Kirche führen will – zurückgebunden an die Gemeinschaft mit dem Bischof und den Presbytern, hineingebunden in das Gottesvolk, die „Gemeinde des Herrn“, die aus ihrer Taufgnade heraus sehr wohl erkennen kann, wie dieser Geist führt – wenn es ihm ermöglicht wird.

Präzise und bildreich drückt dies Papst Franziskus in seiner Rede an Neubischöfe aus. Hirten hätten einen dreifach-einen Dienst: *„...Mit dem Volk Gottes gehen: vor ihm, um den Weg zu zeigen, mitten unter ihm, um seine Einheit zu stärken und hinter ihm, um sicher zu stellen, dass keiner auf der Strecke bleibt, aber vor allem, um seinem Gespür für neue Wege zu folgen“*. Der Dienst der Orientierung und der Vision – und das heißt nichts anderes, als die Verheißungen des Evangelium vom Ursprung her erkennbar zu machen, den Dienst der Sammlung aller und besonders der Armen, vor allem aber der Dienst an der erneuernden Kraft der „Spiritus Christi habentes“ (LG 14), der neue Wege aufzut,

kennzeichnen eine Ekklesiologie des sakramentalen Dienstamtes, die Leitung eben nicht auf Kosten der Kompetenz des Gottesvolkes denkt, sondern Leitung zu profilieren vermag als Ermöglichung eben jenes Wirkens des Geistes.

Dies ist kein einfacher Dienst. Er formt sich hinein in die Gestalt des Gekreuzigten, und sieht Leitungsdienst also immer in der Gestalt des Sterbens, der Zerbrochenheit. Wie ein südafrikanischer Bischof treffend formuliert: *„Der gute Hirt ist das Lamm Gottes“* (Michael Wüstenberg). Ist dem so, so dürfte das nicht verwundern – reiht sich doch gerade auch dieser Dienst an der Einheit ein in die zerrissenen Wirklichkeiten dieser Welt. Amtstheologie vom Gekreuzigten her zu deklinieren, verdiente aber weiterer Vertiefung.

Fragilité heureuse

In dieser österlichen Logik steht auch ein neues Verhältnis zur Welt. Ich erinnere mich an eine Begegnung mit einem Kirchenvorsteher im französischen Poitiers. In einer Zeit, die von Zerbrechlichkeit gekennzeichnet ist, zeigt sich auch die Kirche und ihre Gestalt als sehr zerbrechlich, oft liquid und flüchtig – als Abbild gesellschaftlicher Aggregatzustände. Welchen Zugang finden wir zu dieser Welt? Eine neue Sichtweise ist gefragt. Der Kirchenvorsteher sprach von einer fragilité heureuse – und das meint nichts anderes, als dass ich diese zerbrechliche Wirklichkeit annehme und liebe. Und dies ist in der Tat ein wichtiger spirituell gründender Merkpunkt auf unserer Lern-Agenda⁷. Es geht um eine Sichtweise, die Maß nimmt am Gekreuzigten und mit ihm stirbt und aufersteht. Ein Blick auf diese Wirklichkeit zu lernen, der nicht zeitgeistig von Erfolg und Leistung, sondern von kreuzestheologischer Fruchtbarkeit gekennzeichnet ist – das wäre zu lernen in den Wandlungsprozessen der Kirche: und dies besonders, weil uns das eucharistische Geheimnis auf die Tiefendimen-

⁷ Auf dem Kongress vermerkte André Talbot aus dem Bistum Poitiers diese Dimension.

sion der Wandlung verweist: auf Tod und Leben.

Kirchenentwicklung als Gnade

So wäre also auch Kirchenentwicklung zu verstehen: nicht zuerst als zupackendes Transformieren nach Bild und Gleichnis eines wie auch immer nicht ganz falschen Pastoralplans. Hier würde dann ein ekklesialer und pastoraler Pelagianismus Raum greifen, der sich mit seiner konstitutiv überlastenden Überaktivität ad absurdum führt. Es geht um viel mehr: Es geht um die Wahrnehmung, dass Gott sein Volk führt, wandelt und erneuert: „Seht, ich schaffe Neues, schon sprosst es auf. Merkt ihr es nicht?“ Es braucht eine Umkehr zu dieser Wahrnehmung, und den Mut zu geistlichen Unterscheidungsprozessen in Gemeinschaft – um dabei zu entdecken, dass jenseits und diesseits gewohnter Muster Gott sein Volk schon lange erneuert. Genau das nämlich ist zu entdecken, wenn man beginnt, mit neuen Augen zu schauen. Und genau das wäre zu lernen.

Literatur:

C. Hennecke (Hg), Kleine christliche Gemeinschaften verstehen, Würzburg 2009.

C. Hennecke/M. Samson-Ohlendorff (Hg), Die Rückkehr der Verantwortung, Würzburg 2011.

K. Krämer/K-Vellguth (Hg.), Kleine Christliche Gemeinschaften, Impulse für eine zukunftsfähige Kirche, Freiburg 2012.

R. Feiter/H. Müller (Hg.), Was wird jetzt aus uns, Herr Bischof? Ermutigende Erfahrungen der Gemeindebildung in Poitiers, Ostfildern 2009.

P. Elhaus et alii (Hg), Kirche hoch2 – eine ökumenische Vision, Würzburg 2014.

M. Böhnke, Kirche in der Glaubenskrise, Freiburg 2013.

C. Hennecke, Kirche steht Kopf, Münster 2016.

M. Sellmann, Zuhören – Austauschen – Vorschlagen, Würzburg 2012.

C. Böttigheimer/R. Dausner, Das Konzil eröffnen, Freiburg 2016.

Zur Person

Generalvikariatsrat Dr. Christian Hennecke ist seit 2015 Leiter der Hauptabteilung Pastoral im Bistum Hildesheim. Nach dem Studium der katholischen Theologie in Münster und Rom war er einige Jahre Kaplan und Pfarrer in

Gemeinden in Norddeutschland. Zudem war er als Regens acht Jahre lang für die Priesterausbildung seines Bistums verantwortlich.

Zu diesem Beitrag:

Im Erzbistum Köln ist durch Kardinal Woelki die Idee eines „Pastoralen Zukunftsweges“ initiiert worden. Der Erzbischof betont dabei, dass es sich dabei um einen langen Weg handle, dessen Verlauf sich auch erst im aktiven Gehen erschließen werde. Mit Blick auf diesen für unser Erzbistum entscheidenden „Aufbruch im Glauben“ haben wir uns entschieden, an dieser Stelle des Basisartikels auf einen Beitrag von Dr. Christian Hennecke zurückzugreifen, der erstmalig im Pastoralblatt vom März 2016 erschienen

ist. Er stellt hierin wertvolle Impulse für die Entwicklung einer Kirche vor. Diese Anregungen verstehen sich als „radikale Theologie des Volkes Gottes – mit allen Konsequenzen und Herausforderungen“.

Gerne möchten wir Sie an dieser Diskussion teilhaben lassen und danken Herrn Dr. Hennecke sehr herzlich für seine Bereitschaft, den Artikel auch in unserer Zeitschrift abdrucken zu lassen.